

(Nachdruck verboten.)

Proletarier.

(Bilder aus dem Leben der Dehnen.)

Von Christen Bundgaard.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Der Bagabund schloß ein, Kopf und Arme auf der Tischplatte und träumte, er läge und tränke und tränke aus einem großen Eimer, aber der Eimer war voller Branntwein und über ihm stand der Himmel offen.

Aus diesen schönen Visionen wurde er durch ein Rasseln an der Tür aufgeschreckt. Zwei Männer, der Gefängnisinspektor und ein großer Herr im Ueberrock und mit silberbeschlagenem Stock, standen in dem Korridor.

„Sa, öhuh, wufuf, waf,“ kläffte der mit dem Stock.

„Wie beliebt?“

„Haben Sie sich über etwas zu beschweren?“

„Ja gewiß.“

Die Tür war schon wieder so ziemlich zuge schlagen, nun wurde sie wieder aufgerissen, und die zwei obrigkeitlichen Personen sahen aus, als ob sie den Unverschämten fressen wollten.

„Weiter nichts, als daß ich Wert darauf lege, höflich angedet zu werden.“

Die Tür schlug krachend zu.

„Das war wohl der hohe Herr Richter. Ja, mich hat schon mal ein Hund in die Hosen gepackt gehabt.“

Er ging auf und ab und war sehr schlechter Laune. Er stand still und las sich das Reglement durch. Hatte es schon über zwanzigmal vorher gelesen. An einem solchen Ort ist ein Polizeiplakat sicher, gelesen zu werden.

Da waren Paragraphen darüber, zu wieviel Ruten schlägen ein Arrestant verurteilt werden konnte, wenn er sich auffällig zeigte. Der Bagabund schielte nach dem dicken eisernen Ring in der Mauer hinüber.

Ferner stand da etwas über das Reinmachen, über die halbe Stunde im Hofe, und wie oft reine Laken auf die Brittschen kamen. Ein Schelm hatte Laken ausgestrichen und Läufe dafür hingeschrieben.

Der Bagabund ergökte sich jedesmal, sobald er so ein kleines Wlychen fand. War dieses auch noch so dürftig, es erinnerte ihn doch an ein anderes menschliches Dasein, es machte den Perpendikel in seinem Gehirn schwingen, wo er stehen zu bleiben drohte.

Aber jetzt gab es keine Witze mehr. Also mußte wieder herumgewandert werden. Fünf Schritt vorwärts — fünf Schritt rückwärts. Fünfzigmal die Stunde waren 250 Schritte. Zwölfmal waren 2000. Und morgen 3000. Uebermorgen 3000. Dreitausend — dreitausend — dreitausend. —

„Zum Verhör!“ „Gut!“ Der Bagabund zog die Hosentripfen herunter und sockte hinter dem Inspektor her in den Gerichtssaal.

Hier hatte er einen Anblick von großartiger Komik. Den Gerichtssaal in all seiner mystischen Feierlichkeit. Die mächtigen Bogensenster, den Halbkreis der Eichenschranke, die Bulte, die Schreiber, die Papierhaufen und die beiden geisteschwachen Beisitzer. Und inmitten all der Feierlichkeit der Untersuchungsrichter selbst. Groß, gerade, im strammen Uniformrock, mit ein wenig hervorstehendem Bauch, wie es sich für einen Beamten des Staates geziemt, stand er mit stolz erhobener halbahlher Stirn, die infarnierte Rechtsidee.

Streng und durchbohrend blickte er durch die Gläser seines Kneifers einen alten Mann an, der in Strümpfen und langschößigem Friesrock vor den Schranken stand.

Der Alte zitterte vor ihm wie ein Tier.

Der Amtsrichter las vor. Der Alte verstand keinen Ton.

„Sie verstehen also: infolge von diesem und jenem und Schnick und Schnack . . .“

Der Amtsrichter schüttelte ganz unmerklich den Kopf, aber jetzt funfelte die Sonne in den Gläsern des Kneifers, und dem Greise war es, als habe er noch nie einen solchen Krater gesehen. Den Augen konnte man nicht widerstehen.

Er trat sich selbst auf die Behen und verlor die Mühe.

„Also infolge des Vorigen und mit Bezugnahme auf dieses und mit Bezugnahme auf jenes, verglichen mit dem und

dem Paragraphen des Strafgesetzes erklären Sie sich also bereit, die und die Geldstrafe und die und die Kosten zu bezahlen?“

Der Alte stand wie auf Nadeln. Er begriff nichts weiter von der ganzen Komödie, als daß er wieder Geld herausrüden sollte. Ja, ja, dachte er, die Geschichte muß ein Ende haben. Er hatte die dreieutrige Kuh verkauft, und der Spitzbube von Händler hatte ihn um die Hälfte ihres Wertes betrogen. Nun sollte er den Rest als Geldstrafe bezahlen, aber er hätte gerne ebensoviele zugegeben, wenn er es gehabt hätte, um loszukommen. Denn das Gericht, das war das schlimmste, in was der Mensch fallen konnte, er würde den Herrgott bitten, daß er nie wieder mit dem Gericht zu tun bekäme.

Er wagte nicht, den Amtsrichter anzusehen, der ihn mit seinen Augen beinahe in die Erde bohrte.

Dieser dachte indessen nicht an die Geschichte, weil es ihm den ganzen Nachmittag schon sauer aufgestoßen war. Der Wagen des Richters war im großen ganzen nicht gut. Das Gewissen verursachte ihm niemals Beschwerden, aber Bauchgrimmen hatte er immer und immer wieder.

Ob das die Sülze war, oder die Forelle, oder ob nicht eher der Blumenkohl die Schuld trug? — Und es war doch so ein wunderschöner Blumenkohl!

Der Amtsrichter starrte den Angeklagten an, jedoch ohne ihn zu sehen. Der Angeklagte starrte zu Boden und fühlte sich mit Haut und Schößrock verkauft. Denn jetzt vertiefte sich der Amtsrichter in die Irrgänge des Gesetzes und brachte die aller schlimmsten aller seiner mystischen Paragraphen miteinander in Verbindung.

Der Amtsrichter verlor seinen Bleistift.

Jetzt kam die Arbeit der Beisitzer. Mit einer Flottheit, die man ihnen bei ihrem Alter und ihrem bisher bewiesenen Phlegma nicht zugetraut hätte, fuhren sie auf und zeigten sich in ihrer vollen Größe als nützliche Glieder der menschlichen Gemeinschaft, indem sie den Bleistift des Herrn Amtsrichters aufhoben.

„Sol!“ sagte der Amtsrichter und strich sich über die Stirn. Er war nun wieder der Richter und der strenge Ausleger des Gesetzes.

„Sol!“ sagte er scharf und klar, und mit der Behendigkeit eines Tischenspielers sandte er dem Alten einen Witz durch den Kneifer zu, der ihm vollständig den Garaus machte.

Der Greis kniff die Knie zusammen und scharrte mit den Strümpfen: „Ja, ja — oh Gott, ja!“

„Gut! Unterschreiben Sie das — — — ja, bitte, Sie sind fertig!“

Der Bagabund wollte sich im Stillen ausschütten vor Lachen. „Haha, Du Wichtigtuere, wenn Du Dich einmal selbst in all Deiner Erbärmlichkeit sehen könntest, Du Armeutschrecker!“

„Du, den die Gesellschaft zu den allerelendsten Kötterdiensten benutzt, Du, dem sie eine Schnur um die Mühe binden und den sie die Rolle eines Kettenhundes spielen lassen! Du, der Du in Deiner Bullenbeiferintelligenz vor jedem feinen Schuft wedelst, der sich geschickt durch die Gäßchen und Winkel des Gesetzes schlängelt, der Du aber mit der Schnauze den armen Teufel anbrüllst, der es nicht versteht, sich die Güter dieser Welt durch ehrliches Unrecht oder geschlichen Betrug anzueignen, sondern der einen Ueberrock stehlen oder um zwei Dore betteln und auf diese Weise das allernotwendigste zusammenstoppeln muß. Du bist eigentlich ein widerwärtiges Individuum, und Du müßtest es selbst einsehen können.“

Aber der hohe Herr Amtsrichter sah nichts ein und hörte deswegen auch nichts. Der Bagabund sagte nämlich gar nichts und sah noch dazu äußerst ernsthaft aus.

„Also das ist — . . . ja, das ist also Bettelei. Sie leugnen doch nicht.“

„Nein.“

„Sie bekommen zwei Tage einfaches Gefängnis. — Sehen. — — Sie sind doch zufrieden?“

„Ne.“

„Ja, Sie wollen also nicht appellieren?“

„Doch.“

„Was? Sind Sie verrückt! Zwei Tage sind doch die mildeste Strafe. Weshalb, zum Teufel, wollen Sie denn appellieren?“

„Ja — man muß sich doch die Zeit mit etwas vertreiben.“
Der Vagabund wanderte in seine Zelle. Er lauschte den vielen Tönen in dem großen Hause. Dem Strömen des Wassers, dem brausenden Stoßen des Aufzuges. — Er hörte es in den Korridoren wackeln und schlurfen, meist morgens und abends, und er wußte, daß es die Vagabunden waren, die zu dem heimischen Herde flüchteten, diesem warmen Asyl des Friedens in der Kälte und Unsicherheit des Lebens.

Der Prediger begriff ihr verstecktes Lächeln nicht, wenn er auf seinem Girtenwege in ihre Löcher hineinguckte und in ihrer Seele das Grauen zu erwecken suchte, weil sie hier hinter Schloß und Riegel lächen.

„Ich wünsche eben auch einmal ein Dach über dem Kopf zu haben,“ sagte der Vagabund einmal.

Der Prediger begriff ihn nicht.

„Und jeden Tag ein bißchen was zu essen, wenn es auch dürftig ist,“ fuhr der Vagabund fort.

Der Prediger begriff noch weniger.

Er kam in der Regel am Spätnachmittag, wenn er gegessen hatte. Dann konnte er, während es ihm hin und wieder aufstieß, ein so inniges Mitleid mit den armen Menschen empfinden, in deren Seelen Satan regierte. Auch fühlte er sich um die Zeit am meisten gestärkt und erhoben, um den Kampf mit dem Bösen aufzunehmen. Und er hatte auch die Empfindung, aber darüber wurde er sich nie so recht klar, daß es die Verdammung erleichterte, wenn er sich nach seiner Hauptmahlzeit mit allem Eifer in eine solche Tat stürzte.

Unendlich lang, qualvoll lang schleppte der Winter sich für die Bewohner der kleinen düsteren Zellen hin. Schlafmützen und Idioten wurden sie, die letzte Spur ihrer Kraft verdorrte in der Untätigkeit, nicht einen Finger mochten sie mehr rühren in diesem närrischen Dasein. Die Welt draußen geriet allmählich in Vergessenheit, es gab kein Band mehr zwischen ihr und ihnen. Sie ersehnten nichts, sie liebten nichts, sie glaubten nichts und mochten sich für nichts anstrengen — gar nichts, gar nichts wollten sie draußen.

Vielleicht, so im Laufe des Sommers, wenn die Sonne kam und die Wärme in dem Schorf und den Schuppen des Körpers zu krasen und zu jucken begann, — dann konnten ihnen vielleicht die Straßengräben entzündend und das Leben als eine Gabe Gottes erscheinen — wenn nicht die Häuser so nichtswürdig bissen. — Aber jetzt mitten im grauen Winter. — Ru—hul!

Wären nicht die Wärter gewesen, sie hätten getrost glauben können, die Welt sei untergegangen, ganz und gar — mit Ausnahme des Gefängnisses. — Aber sie vermittelten ihnen zuweilen Lebenszeichen von draußen. Mit ihnen konnten sie ab und zu ihr kleines Blanderständchen abhalten. Sie standen gewissermaßen auf vertrautem Fuße mit den Vagabunden, da sie sie als den eigentlichen Familienkreis des Hauses betrachteten. Sie bildeten die wesentliche Einquartierung,kehrten Jahr für Jahr zurück, meist aus eigener Initiative, regelmäßig wie Gäste oder Ferienreisende.

Aus ihrer ganzen Anschauung der Sache ging hervor, daß dieses Haus eigentlich ihretwegen errichtet worden wäre, und das zeugte davon, daß sie von seiten der Gesellschaft eine gewisse Rücksicht erfuhren und beanspruchen konnten.

Den übrigen Bewohnern des Hauses gegenüber gebärdete sich der Wärter als Polizist, wenn auch in Holzschuhen und ohne Treppenstufe, aber unter den Vagabunden glich er eigentlich einem Asylförderer, der herumpuffelte und dafür sorgte, daß Türen und Fenster ordentlich geschlossen waren mit Rücksicht auf den Zug.

Von ihm erfuhren sie alle Ereignisse von Interesse, die sich in dem Hause abspielten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstgewerbe und Kultur.

Von Ernst Schur.

Die Neuererscheinungen, die unter diesem Titel besprochen werden sollen, haben alle das Gemeinsame, daß sie sich mit dem Werden des neuen Kunstgewerbes und seiner Bedeutung für die Kultur befassen. Ein Zeichen dafür, wie stark schon diese Bewegung ist, die immer weitere Kreise ergreift. Wir beginnen mit dem Kleinen, Speziellen, und enden mit dem Allgemeinen, Umfassenden.

Da sind, in billigerer Auflage, zwei Werke neu erschienen, die feinerzeit die Bewegung einleiteten:

Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. Von A. Lichtwarf. Blumenkultus; Wilde Blumen. Von A. Lichtwarf. Beide im Verlag Bruno Cassirer, Berlin, 1907, je 1,50 M.

Die nachhaltige Bewegung, die von England ausging und die Reorganisation des Kunstgewerbes zum Ziel hatte, fand auch in Deutschland bald Eingang. Bezeichnenderweise erwies sich Hamburg bald als Zentrum für diese Bestrebungen. Seine günstige Lage trug dazu bei; denn besonders der Umstand, daß an der Kunsthalle in Hamburg ein Direktor tätig war, der es wagte, selbständig vorzugehen, der die Tendenz seiner Zeit verstand. In dem erstgenannten Buch berichtet er davon, wie die Hamburger den Dilettantismus organisierten. Der Dilettantismus, sagt er, der vielgeschmäht, ist da; es gilt nun, ihn künstlerisch zu organisieren. Er stellt die natürliche Ergänzung der alten Volkskraft dar für die Stadt. So wurden der Bildnisphotographie neue Wege gewiesen. Kunst und Photographie hängen zusammen; uniere schlechten Photographien und die schlechten Porträtbilder in Del beweisen das; es gilt den Charakter scharf zu erfassen, so werden wir auch die feine Porträtkunst unserer Zeit besser verstehen. Dann wurde in Hamburg eine Bibliothek gegründet, die aus alten Chroniken bestand; Buchdruck, Bucheinband, Lesezeichen und Bücherzeichen fertigten Dilettanten; sie gingen in ihrer Ornamentik von der heimischen Blumenwelt, die noch so häufig ganz unbenutzt bleibt, aus. Im Zusammenhange damit wurde der Holzschnitt gepflegt, der so fein mit der Type im Druck zusammengeht. So wurde überall der Zusammenhang mit der praktischen Umgebung des Lebens gewahrt. Das Heimliche war Ausgangspunkt, nicht beengender Zwang. Es wurde damit der Beginn einer Tradition angebahnt. Wie fein kann die Photographie, die alte Häuser, im Wilde bewahrt, von denen der Historiker kaum etwas erfährt, der Architektur dienen. Sie hat es in Hamburg schon getan. Es wurde überall der Anschluß an die große Bewegung, die auf Erneuerung von Kunst und Kunstgewerbe ausgeht, gewahrt. Als Ziel blieb, den Dilettantismus zu organisieren, ihn zu heben, um so eine volkswirtschaftliche Ausnutzung des Talentes einzuleiten und den Anschluß zwischen Publikum und Künstlern herbeizuführen. Und Berlin? Auch hier wäre eine solche Aufgabe noch zu erfüllen. Auch Berlin hat keine Tradition und seine Entwidlung ist ungelant. Statt sich in Reden zu erschöpfen, wäre es besser selbst Kräfte zu weiden.

Das zweite Buch gibt zu diesen allgemeinen Ausführungen die Behandlung eines Spezialgebietes: die Pflege der Blumen. Und zwar die Pflege der wilden einheimischen Blumen, die Ausrottung der künstlich gezogenen Blumen. Das erweitert sich dann von selbst zum Garten, und der Zusammenhang mit der Baukunst ist gegeben. Wie viel ist hier noch zu tun, wie wenig sind unsere einheimischen Blumen ausgenutzt und doch haben sie eine unscheinbare Schönheit, deren Form und Farbe uns auch künstlerisch erziehen kann.

Von diesem Problem der Architektur, die uns heute wieder besonders interessiert, handelt sein anderes Buch:

Der Architekt von Karl Scheffler. Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. 1,60 M.

Mit der Entwidlung der bildenden Künste unserer Tage geht das Emporblühen des Kunstgewerbes Hand in Hand. Dem Kunstgewerbe, das in der Innendekoration sich schon als Raumkunst erweist, folgte die Architektur. Die Architektur ist die Mutter aller Künste. Der Mensch kann zur Not bestehen ohne Statuen und ohne Bilder; er kann nicht existieren ohne Wohnstätten. Wie kommt es nun, daß die moderne Baukunst so sehr gesunken ist, daß sich das merkwürdige Schauspiel ergibt, daß wohl große Aufgaben gestellt werden, daß aber diejenigen, die sie lösen könnten, an den Fingern zu zählen sind?

Von dieser Beobachtung ist Scheffler ausgegangen, als er seine Arbeit, die das psychologische Problem des Architekten behandelt, schrieb. Es kam ihm nicht darauf an, historische oder ästhetische Ueberblicke zu geben; als moderner Mensch, der seine Zeit miterlebt, ging er auf das, was unserer Zeit nottut, aus: er zeigte die soziale Seite auf. Er zeigt, daß es eine einheitliche, große Architektur nicht geben kann, weil unsere Zeit noch eine zerrissene ist. Der Architekt der früheren Zeiten war Kunstmeister, indem er Wohnstätten schuf, andererseits war er wirklicher Baukünstler, der einer Stilidee, die seine Zeit beherrschte, Ausdruck gab. Heutzutage soll er Unternehmer (als Grundstückspekulant), Handwerker, Gelehrter, Beamter und Künstler zugleich sein, und indem es ihm unmöglich ist, das alles zu vereinen, zerrißt er seine Freiheit. Die Karrierewirtschaft ist auch hier eingegriffen. An Stelle des Zusammenhanges mit dem Leben tritt das Bureaokratische. Die wissenschaftliche Lehrmethode führt zur Ausbeutung fremder Stile. Wie soll der Künstler zu Worte kommen, wenn wüste Spekulanten sich seiner bedienen? Wie soll er Bedürfnisse in eigenem Stil zu einer architektonisch notwendigen Form erheben, wenn diese Bedürfnisse noch selbst so verworren und ungeklärt sind?

Indem Scheffler dann zum Schluß darauf hinweist, daß die moderne Entwidlung daran geht, die einzelnen Faktoren zu ernennen, daß das Handwerk wieder eine solidere Fundamentierung erfährt, daß der Maschine zugleich eine neue Schönheit abgelauert wurde, daß das Kunstgewerbe neu organisiert wurde und Zusammenhang mit der Raumkunst aufreichte, deutet er zugleich an, daß die architektonische Idee allmählich wieder alle Künste zu beherrschen beginnt. Und er läßt die interessanten

Ausführungen mit dem Hinweis, daß erst eine neue Ausdehnung der sozialen Energien dieser Entwicklung den Schlüsselstein anfügen wird. Mit dieser Hindeutung auf die in unserer Zeit anhebende Reformbewegung in Kunstgewerbe und Architektur knüpfen die Auseinandersetzungen wieder an die einleitenden Partien des Buches an, indem Scheffler die Baukunst als die gebundenste, zugleich aber auch als die wichtigste aller Künste definierte. Zwischen diesen beiden Ecksteinen der Vergangenheit und dem Hinweis auf die Zukunft stehen die Kapitel, die die Gegenwart behandeln, in der der Architekt allen Zusammenhang mit den treibenden Ideen seiner Zeit verlor und Sachmensch wurde.

Der Geschmack im Alltag. Von J. A. Luz. Verlag von Gerh. Kühtmann. Dresden 1908. 4 M.

Behandelten die vorgenannten Völker Spezialgebiete, so führt das vorliegende Werk in das Gesamtgebiet des modernen Kunstgewerbes, der Architektur und der Raumkunst ein. Es verdichtet all die verschiedenen Bestrebungen unserer gegenwärtigen Kultur, es zeigt in komprimierter Form den Zeitgeist, gibt einen Durchschnit; Altes und Neues liegt beieinander. Und Luz stellt sich in jedem Falle immer auf die Seite des Neuen. An lehrreichen, in Bildern gegenübergestellten Beispielen zeigt er die Schundproduktion der alten, üblichen Fabrikation und die Ueberlegenheit des modernen Kunstgewerbes, das auf Schlichtheit, Gediegenheit aus ist und jede schmückende Ornamentik verachtet, das auch in der Maschine für sich einen neuen Stil vorgezeichnet findet. Man sieht, daß die Bewegung schon so weit vorgeschritten ist, daß solch energischer Vorstoß gewagt werden kann, daß auch schon so viel Vorbilder da sind. Drei Etappen stehen in jedem Abschnitt gegenüber: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, denen die Scala Gut, Schlecht, Verächt, das Gute zu finden, entsprechen. So geht der Verfasser alles durch, von der Wohnungseinrichtung bis zum Geschäftskarten, erzählt von Sport, Kleidung, Amateurphotographie, Geschäftskarten und befreit überall die Dinge von dem Lußt schlechten Stilschmucks. Indem er so zur Ehrlichkeit erziehen will, leistet er eine wichtige Aufgabe. Indem er das Praktische betont, führt er die Kunst ins Leben. Denn die Tugend des Nicht-Künstlers ist, seinerseits sich zum Geschmack zu erziehen, um kritisch wählen zu können, auch Einfluß auf die Produktion durch Nachfrage und Zurückweisung ausüben zu können. Indem er nachweist, daß der Schund in der Alltagsware nicht notwendig sei, leistet er ein Stück Kulturarbeit und fördert die Achtung vor jeder anständigen, soliden Arbeit, die nichts vortäuschen will. Aufrecht und ehrlich soll das Gewerbe sein, nicht heuchlerisch mit Kunst schlechte Arbeit verdecken wollen, wie wir es in der billigen Bazarware unserer Tage sehen. Indem Luz immer hinweist auf den Zusammenhang Handel, Publikum, Kaufmann, wird sich der Leser des volkswirtschaftlichen Wertes dieser Ausführungen bewußt. So führt das Buch mitten ins Leben hinein, ein praktisches Lehrbuch, dem man sich unbedingt anvertrauen kann. Zwischen Lichtwart und Luz stehen Jahre der Entwicklung. Lichtwart ist Pfadfinder; Luz genießt das Recht, die Kultur schon an Beispielen aufzeigen zu können; Lichtwart war Prophet, Anreger; Luz trägt die gewonnenen Lehren schon in weite Kreise. Man kann diesem gut orientierten Buch nur Verbreitung wünschen. Ein rühriger Agitator münzt all das Wertvolle, das in den Fachzeitschriften behandelt ist, für ein großes Publikum verständnisvoll aus.

Noch weiter zieht das folgende Buch den Kreis:

Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes. Herausgegeben von Dr. Georg Lehnert. Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin. Erster Band. Preis 16 M.

Ein solches Werk schätze. Es faßt Vergangenheit und Gegenwart zusammen und schlägt die Brücke von einem zum anderen. Für jeden Abschnitt sind Fachleute gewonnen, die über ihr Gebiet eingehend referieren. Die Einleitung, die der Herausgeber schrieb, der Schriftführer des Vereins für deutsches Kunstgewerbe, orientiert sehr gut über Grundlagen, Aufgaben und Techniken des Kunstgewerbes. Es wird der Zusammenhang zwischen altem und neuem Kunstgewerbe betont, wodurch sich der Wert des Werkes für die Gegenwart erhöht. Dann schreibt Professor Dr. Pernice über das Kunstgewerbe im Altertum, Dr. Swarzenski über das altchristliche und byzantinische Kunstgewerbe, das Mittelalter, und Dr. D. von Falke, der künftige Direktor des Kunstgewerbemuseums in Berlin, über Goldschmiedekunst. Das Kunstgewerbe in der Renaissance behandelt für Italien Dr. Swarzenski, für Deutschland Dr. Behnde.

Aus zwei Gründen ist dieses Werk besonders zu empfehlen. Erstens stellt es das Kunstgewerbe vom modernen Standpunkt aus dar. Es haftet nicht am Historischen und verliert sich nicht in kleinliche Aufzählung; es will Prinzipien und Gesetze festlegen und so das Material kritisch sichten. (Noch besser wäre es gewesen, wenn man die historische Schilderung vielleicht ganz verlassen hätte und stattdessen die sachliche Behandlung nach Techniken und Materialien durchgeführt hätte.) Zweitens verdient die typographische Ausstattung alles Lob, die damit zugleich dokumentiert, daß die moderne Anschauung über Druck und Illustration geschmackvoll verwandt ist. Besonders die Anordnung und Einfügung von Abbildungen ist vorbildlich; sie stören nicht, sie unterbrechen nicht, wie sonst üblich die Darstellung. Sie sind entweder über dem Text oder seitlich von diesem angebracht, in jedesmal

entsprechender Weise, so daß Wort und Bild in getrennter und für das Auge doch einheitlicher Wirkung kommen. Die Zusammengehörigkeit des Satz- und Seitenbildes leidet nicht.

Sobald der zweite Band vorliegt, wird von diesem Werk, das für den Kunstfreund wie für den praktisch Arbeitenden von hervorragendem Wert ist, noch eingehender zu reden sein. Es wird damit der modernen Entwicklung des Kunstgewerbes eine neue Grundlage gegeben, indem die Vergangenheit organisch mit der Gegenwart verbunden wird. In diesem Sinne also ein umfassendes und grundlegendes Werk.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Valladenbuch, gesammelt von Ferdinand Avenarius. Herausgegeben vom Kunstwart (München, Georg D. W. Callwey, geb. 3,50 M.). Das ist ein feines Buch. Nicht etwa, daß der Herausgeber den Leser vom immensen Reichtum dieser zwischen der ausgesprochenen Lyrik und dem figürlichen Drama stehenden Dichtungsgattung überzeugen wollte. Das wäre ja ein leichtes; und in dieser Beziehung existieren Sammelbücher in Hülle und Fülle. Es kam ihm auch nicht in den Sinn, seinen literarischen Scharfsinn bei der Auswahl zu beweisen. Wenn dies Buch auf den Titel „Lebensbuch“ Anspruch machen sollte, so konnte solche Voraussetzung nur erfüllt werden, indem die Auslese ledig nach künstlerischen Rücksichten vorgenommen wurde. Es kommt bei poetischen Sammelwerken ja überhaupt auf die Kunst der Zusammenstellung an. Die meisten Poeten beachten dies wichtige Moment viel zu wenig. Nun kann man bei solchen Sammlungen chronologisch vorgehen, oder das Gleichartige zusammenstellen. Im ganzen ist auch gegen solche Einteilung wenig einzuwenden, wenn nur innerhalb der einzelnen Gruppen mehr Sorgfalt auf eine stimmungsvolle Zusammenstellung verwendet würde. Ferdinand Avenarius kann es sich zum hohen Verdienst anrechnen auch auf diesem Felde einem feineren Geschmack Weg- und Zielrichtung gegeben zu haben. In diesem Valladenbuch kann man das klar erkennen. Avenarius ordnet an, indem er ähnlich Gearteter zusammenstellt. So gibt er die Valladen in folgenden Abschnitten: „Ein Buch der Natur“ — „Von Schuld und Sühne“ — „Von Liebesleid“ — „Von fahrendem Volk“ — „Ein Soldatenbuch“ — „Von Nittern und Knappen“ — „Von alten Helden“ — „Im Schein der Geschichte“ — „Unterm Schild“ — „Mäiteln und Träumen“ — „Sehnen und Hoffen“. Man merkt, daß zwischen den einzelnen Abschnitten tiefere Beziehungen bestehen. Eins greift ins andere; eins baut sich über dem anderen empor und schließt sich gegen das Ende, weiter in sich zusammen. Der innerliche Rhythmus wird auch innerhalb der einzelnen Abschnitte erkennbar. Es scheint mir, daß Avenarius seine Absicht, die auf „ein Zueinanderwibeln der Stimmungen“ abzielte, vollkommen erreicht hat. Die poetischen Wirkungen werden durch das Auge unterstützt. Vor jedem Abschnitt oder auch mittendrin ist die Reproduktion eines Bildes gestellt, das geeignet erscheint, den Leser vorzubereiten. So treffen wir denn Bilder nach Böcklin, Max Klinger, Schwind, Hans Thoma u. a. Es sind sachliterarische Reproduktionen, ganz im Einklang mit dem bedeutenden Inhalt, der in schönster Gewandung geboten wird. Würde doch diese Vorbildlichkeit nicht bloß Schule machen, sondern auch vom Publikum diesem Valladenbuche selber gelohnt werden!

Völkerrunde.

Von den Bewohnern der Färder-Inseln. Auf den Färder-Inseln, die bekanntlich zu Dänemark gehören und eine Gruppe von 33 Inseln und Eilanden umfassen, wohnen etwa 12000 Menschen. Die Bewohner der Färder sind schon seit Jahrhunderten ein Volk gewesen, das abgetrennt von der übrigen Welt lebte, sich untereinander verkehrte und inmitten seiner eigenen harten, rauhen, sturmumtosten, aber bezaubernden Felsen aufwuchs und starb, für seinen Unterhalt hauptsächlich von dem Meere abhing, das diese Eilande umgibt, und von den Schafen und Kühen auf ihren Hügeln und von den kleinen Streifen Getreidefeld, die sie auf den geschützten Berghängen bebauen — ein Volk, das für seine Erziehung nur von den erprobten Worten und Ueberlieferungen seiner Väter und von der alten unfehlbaren Lehrerin Natur selbst abhängig ist. Heutzutage jedoch ist die Lage des Volkes nun eine andere: der Schulbesuch ist obligatorisch und der von der Regierung besorgte Unterhalt ist ein sehr guter. Ein Postdampfer bringt allmonatlich einmal Briefe und Waren aus Dänemark und dem übrigen Europa. Luxusartikel aller Art sind keine Seltenheiten mehr. Auch fremde Besucher kommen mit den Dampfbooten, und von den wenigen, die die Färder besuchen, kommen manche zweimal. Die Bewohner der Färder sind in der Tat ein Volk, das offen und gleichsam unter freiem Himmel lebt; was nur immer natürlich, ist für sie gesund; ihre Gesetze sind einfach wie ihre Sitten und Lebensweise, und wenn sie noch nicht alle Vorteile einer hohen Stufe von Zivilisation besitzen, so sind sie dagegen auch ganz frei von den Lasten und Bestimmungen einer solchen. Manche Leute, die weder Island noch die Färder besucht haben, bilden sich ein, die Bewohner der

Letzteren und die Isländer seien in ihren häuslichen Einrichtungen ungefähr gleich unreinlich. Dies ist jedoch ein Irrtum; wenn der Maßstab der Reinlichkeit auf den Färöern auch nicht ganz so löblich ist wie bei uns, so steht er doch entschieden höher als auf Island. Auch sind Flöhe und Wanzen auf den Färöern keine unerläßliche Bedingung des Sommerlebens wie in der Schweiz. Landt hat in seinen Untersuchungen nachzuweisen versucht, daß die Bettwanze (*Cimex lectularius*) auf seinen Heimatsinseln sehr selten ist, und schreibt scherzend ihr Vorhandensein der Einführung von Möbeln aus Kopenhagen zu; was aber den gemeinen Floh anlangt, so räumt er ein, daß er dort wie überall vorkomme. Das Bauernleben der Insulaner findet seinen Mittelpunkt gewissermaßen in der Küche, Rogstue, des Hauses. Jeder Pächter oder Landmann hat eine Anzahl männlicher oder weiblicher Dienerkoten, die die Milch- und die Ackerwirtschaft besorgen und zu anderen Zeiten mit ihm in seinen Booten auf den Fischfang hinausfahren, und für diese wie für sich, sein Weib und seine Kinder ist die Rogstue das gemeinsame Gelag des Hauses. Man denke sich ein gemeinsames, durchaus von Holz erbautes Gemach. Nur der Boden ist bald Estrich, bald gediebt, aber immer mit gepulverten Muscheln bestreut. Die Deckbalken sind ganz von dem Rauch geschwärzt, der immer unter ihnen hinzieht von dem glimmenden Korffeuer aus, das mitten in dem Gemach auf einem erhöhten altarartigen Herd aus Feldsteinen brennt. Schon der Name Rogstue (Rauchstube, Küche) bezeichnend seine kennzeichnende Bestimmung. Ein Schornstein ist nicht vorhanden. Der Rauch findet seinen Abzug, so gut er kann. An den Wänden herum laufen hölzerne Bänke für die Bewohner, die ihre Sitze je nach dem Lebensalter oder ihrer Dienstzeit einnehmen. Die Mädchen sitzen abgefordert von den Männern und die Hausfrau ist Königin unter ihnen, wie der Bauer der Meinherrscher und Schiedsrichter. An den Wänden sind einige Spinnräder befestigt, und hier sind zwei Männer oder Weiber an der Arbeit, die trotz des bekäufenden Schurrens der Räder emsig schwagen. Vom mittelfen Deckbalken hängt zur Winterzeit eine Lampe herab, deren mildes Licht die weißhaarigen Greise, die schmutzen Färöermädchen und die mutwilligen jungen Burschen des Hauses mit wundervoll malerischer Wirkung beleuchtet. Rühig ist zu solcher Zeit niemand in der Rogstue, als höchstens die Jungen. Einige krepeln Wolle, andere sortieren die Wleize, und jedes nicht anderweitig beschäftigte Frauenzimmer handhabt seine Stricknadeln mit überraschender Geschwindigkeit. Man hat mit einem sehr überflüssigen Nachdruck hervorgehoben, daß der Wahnsinn auf den Färöern sehr häufig ist. Wahrscheinlich aber ist der Prozentsatz der Verrückten im Vergleich mit demjenigen von England, Deutschland oder anderen Ländern kein übermäßiger und fällt nur in die Augen, weil die Blödsinnigen und Verrückten nicht in Anstalten untergebracht sind, sondern frei umhergehen. Wenn man daher unter die zwanzig oder fünfundsanzig Personen tritt, welche in der Rogstue eines angesehenen Bauers versammelt sind, so braucht man sich nicht zu verwundern, wenn man einem Izbieten von kurzer Statur, mit dickem Kopf und schwarzen Augen begegnet, einem armen Burschen, der mit freundlichem Unverständnis bald diesen, bald jenen seiner Hausgenossen gedankenlos ansieht und dabei unaufhörlich mit seinen Fingern zuckt. Die Insulaner sind sehr freundlich gegen ihre unglücklichen Brüder; sie verbannen sie nicht in Pflegeanstalten, sondern tragen nach Kräften dazu bei, ihnen ihr elendes, leeres Leben so angenehm und erträglich wie möglich zu machen. Und in dieser Versammlung von einem oder zwei Duzend Menschen, die alle freundlich gegeneinander gesinnt sind, herrscht kaum einen Moment Schweigen während der Stunden, wo sie so arbeitend beieinander sitzen, denn diese Insulaner sind rastlose Plauderer, und wenn der reiche Stoff von unschuldigem, örtlichem und auswärtigem Klatsch bis auf den letzten Faden abgehaspelt ist, so nimmt einer der Veteranen des Bezirks das Wort und fesselt seine Zuhörer durch die ungekünstelte Kraft und Ueberzeugung, mit der er die Legenden und Volksagen zum besten gibt, die ihm von seinen eigenen Eltern und Vorfahren von einem halben Jahrhundert überliefert worden sind.

Physikalisches.

Den Tanz der Molekel dem menschlichen Auge sichtbar gemacht zu haben, ist ein Verdienst des Prager Forschers Mollisch, der damit unseren Sinnen ein völlig neues Feld erschlossen hat. Der „kosmos“ berichtet darüber: Als äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit des unbewaffneten Auges galt bisher die Wahrnehmbarkeit von kugelförmigen Pollenkörnern mit einem Durchmesser von 40—23 Mikron*), die uns als die denkbar winzigsten Pünktchen erscheinen. Der Fortschritt, den wir nun in dieser Beziehung durch die Entdeckung Mollischs machen, ist ein überraschend großer, geradezu ungeheurer, denn es handelt sich um nichts Geringeres als die „Brownische Molekularbewegung“ dem freien Auge jedes normalstichtigen Menschen zu zeigen. Befindet sich nämlich ein lebloser Körper (z. B. Tusche) in genügend feiner Verteilung in einer leicht beweglichen Flüssigkeit, so liegen die einzelnen Teilchen (Moleküle) nicht ruhig, sondern vollführen beständig eine wimmelnde, schwingende und tanzende Bewegung,

die ihrem Entdecker, dem Botaniker Brown, zu Ehren benannt wurde. Besonders hübsch und deutlich läßt sich dieser Tanz der Molekel an dem Milchsaft der Wolfsmilchgewächse zeigen, namentlich der häufig in unseren Gewächshäusern gezogenen Euphorbia splendens. Der Milchsaft besteht, wenn man von den vorhandenen Stärkekügelchen und -balken absieht, aus einer homogenen Flüssigkeit, in der winzig kleine Harz- und Kautschukförmigen liegen, die die prächtigste Molekularbewegung zeigen. Bisher freilich konnte man dieses wunderbare Phänomen nur unter dem Mikroskop bei 300—1000facher (1) Vergrößerung wahrnehmen, und zwar noch nach Monaten, wenn man das Deckgläschen durch Terpentinharz luftdicht verschlossen und dadurch die Flüssigkeit vor Verdampfung und Strömungsbewegungen geschützt hatte. Man kann nun aber nach Professor Mollischs Bericht das Wunder auch mit bloßem Auge sehen, wenn man den Objektträger in deutlicher Schweiß vertikal oder etwas schief hält, das direkte Sonnenlicht etwas schief einfallen läßt und im durchfallenden Lichte beobachtet. Bei richtiger Stellung wird plötzlich zur Ueberraschung des Beobachters die Molekularbewegung der Harzkügelchen sichtbar und gibt sich in einem eigenartigen Zittern, lebhaften Tanzen und Wimmeln der in prächtigen Interferenzfarben erscheinenden mikroskopischen Teilchen kund. Noch deutlicher wird diese Erscheinung, wenn man 3—5 Zentimeter hinter dem Objektträger einen Hintergrund von schwarzem Papier einschleibt. Am besten gelingt der Versuch bei völlig wolkenlosem, blauem Himmel, und wenn die Milchsaftschicht nicht dicker ist als bei einem gewöhnlichen mikroskopischen Präparat. Auch Bakterien kann man auf gleiche Weise erkennen, z. B. die Purpurbakterie, weil diese auch im Lichte und bei Luftabschluß in lebhafter Bewegung verbleibt. Offenbar ruft das ungemein intensive Licht, indem es die Kügelchen trifft und gebrochen wird, infolge der Beugungserscheinungen und Beugungsbüschel, die sich wegen der Bewegung der Teilchen noch dazu fortwährend ändern, auf der Netzhaut des Auges viel größere Bilder hervor, als es ohne diese Umstände der Fall sein würde. Gaben doch die Milchsaftkügelchen bei Euphorbia splendens durchschnittlich nur einen Durchmesser von 0,5 Mikron! Noch kleiner sind die von E. fulgens, bei denen die Erscheinung unter günstigen Umständen ebenfalls, wenn auch nicht mehr so deutlich, beobachtet werden kann, und die tatsächlich schon an der Grenze der mikroskopischen Wahrnehmung stehen, da sie erst bei 2200maliger Vergrößerung als kaum kenntliche Pünktchen auftreten und auch dann noch leicht übersehen werden würden, wenn sie eben nicht beweglich wären. Zum Vergleich diene z. B. der als ein wahrer Zwerg unter den Bakterien geltende Influenzabazillus, der 1,2 Mikron Länge und 0,4 Mikron Dike besitzt. Wenn das unbewaffnete Auge also unter gewissen Umständen noch die Existenz von in Bewegung befindlichen mikroskopischen Teilchen entdeckt, die an der Grenze der Leistungsfähigkeit unserer besten Mikroskope stehen, so verdient dies jedenfalls die höchste Beachtung nicht nur des Mikroskopikers, sondern auch des Physiologen, Optikers und Technikers, und es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Mollischs, auf dieses bisher unbekannte Vermögen des menschlichen Auges zuerst hingewiesen zu haben. —

Technisches.

Kupfer als Spiegelbelag. Die polierten Metallspiegel des Altertums wurden etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts durch die noch bis in die letzten Jahre gebrauchten Zinnamalamspiegel ersetzt, die heute allerdings vollkommen durch Spiegel, die aus einer Glasplatte mit dünnem Silberüberzug bestehen, verdrängt sind. Die Herstellung dieses Ueberzugs beruht auf der Eigenschaft des Aldehyds, eines Oxydationsprodukts des Alkohols, Lösungen eines Silbersalzes zu reduzieren und das dabei entstehende metallische Silber in Form eines zusammenhängenden hellspiegelnden Häutchens auf der Wandung des Glases, in dem die Operation vorgenommen wird, niederzuschlagen. In ganz entsprechender Weise ist es dem englischen Chemiker Chattaway gelungen, auf Glas einen Kupferpiegel zu erzeugen. Er teilt darüber in den Verhandlungsberichten der königlichen Gesellschaft mit, daß bei der Reduktion von Kupferoxyd durch Phenylhydratin das Metall sich gleichfalls als spiegelndes Häutchen auf dem Glase niederschlägt. Um einen Kupferpiegel zu bekommen, erwärmt man eine Mischung von einem Teil frisch destillierten Phenylhydratin mit zwei Teilen Wasser bis zur klaren Lösung und setzt sodann das halbe Volumen einer heiß gesättigten Lösung von Kupferhydroxyd in Ammoniak hinzu. Durch Kalilauge läßt sich die nächst Reduktionsstufe des Kupfers ausfällen, während die abfiltrierte Lösung nunmehr beim Erhitzen auf einer völlig blanken Glasfläche den Kupferpiegel entstehen läßt. Um eine haltbare Schicht zu erzeugen, läßt man die Einwirkung etwa eine Stunde dauern. Das Kupferhäutchen wird dann mit Wasser, Alkohol und Äther gewaschen und durch eine Firnissschicht vor der oxydierenden Wirkung der Luft geschützt. Die Spiegel sind außerordentlich schön, da sie die rote Farbe des Kupfers zeigen und durchaus haltbar sind. Sehr wesentlich ist die Beschaffenheit des Glases, das anscheinend bei der Reduktion eine gewisse Rolle spielt. Der Niederschlag erfolgt leichter, wenn das Glas nicht mit Luft oder Wasser in Berührung war und leichter auf geblasenem als poliertem Glas. —

*) 1 Mikron = 1/1000 Millimeter.